

Verwirrung um Veronika

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 33

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERWIRRUNG UM Veronika

EIN HEITERER ROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

Copyright 1938 by «Zürcher Illustrierte»

Als sie in die Breitestraße einbogen und das Theater vor ihnen auftauchte, fand Veronika, es habe eigentlich keinen Sinn mehr, heute noch zum Intendanten zu gehen. Die Tischzeit fange gleich an, und dann sei er hungrig und ärgerlich, außerdem eilig, da erreiche man doch nichts bei ihm. Sie wolle lieber morgen gehen und dann gleich am Anfang der Sprechstunde da sein. Mit einem spürbaren Ruck ging sie in einen gemächlichen Schlen-derschritt über, um dem Bruder, der neben ihr herschritt, deutlich zu machen, daß sie jetzt auf einem gewöhnlichen Spaziergang seien, völlig ohne Ziel und Zweck.

«Wir können ja zu Blum gehen und Kaffee trinken. Ich lade dich ein», fügte sie hinzu, als sie sah, daß der Bruder ebenso eilig weiter ging wie zuvor. «Halt! Heiner! Bist du taub? Renn doch nicht so.» Sie mußte schon ein paar Schritte laufen, um ihn wieder einzuholen.

«Du kannst mich jetzt zu einem Mittagessen im Kurhaus einladen oder zu einer Südsee-reise, das hilft dir alles nichts», erklärte Heiner standhaft. «Du gehst jetzt zum Intendanten und beschwerst dich. Morgen, wenn meine Schule wieder angefangen hat, kann ich dich nicht mehr begleiten, und dann gehst du schon gar nicht mehr hin. Allein hast du doch keinen Mut.»

«Allein, allein! Wenn ich zu ihm hineingehe, bin ich auf alle Fälle allein. Gehst du etwa mit? Du kannst leicht mutig sein, wo du am Portal wartest.» Sie mußte ein paar Angststränen hinunterwürgen, als sie jetzt das große, graue Theatergebäude dicht vor sich sah. «Du Held!» sagte sie noch und warf dem Bruder einen fast bösen Blick zu.

Heiner blieb die Ruhe selbst. «Denk nur nicht, du kannst jetzt Streit mit mir anfangen, damit ich beleidigt bin und weggehe und du mich los bist. So einfach geht das nicht. Hier ist der Bühneneingang, hier die Treppe, 2. Stock, Zimmer 14. Ich warte hier unten und unterhalte mich mit dem Portier. Also los, toi, toi, toi — es wird schon schief gehen.»

Als Veronika langsam die Treppe hinaufgestiegen war und sich oben noch einmal umdrehte, sah sie Heiner schon in eifrigem Gespräch mit einem jungen Bühnenarbeiter. Woher er den nur wieder kennt, dachte sie. 16 Jahre ist er erst alt, und er kennt jeden dritten Menschen, der einem begegnet. Mit einem Seufzer kletterte sie weiter nach oben.

Der Gang lag halb im Dunkeln. Nur mit Mühe konnte man auf dem kleinen Pappschild der letzten Tür lesen: Schrah, Intendant, und darunter: Anmeldung hier.

Veronika putzte sich noch einmal umständlich die Nase, steckte das Taschentuch griffbereit in die Manteltasche — man konnte nie wissen, vielleicht würde man weinen müssen — dann klopfte sie und trat ein.

Im Vorzimmer saß nur die Sekretärin, Fräulein Berkessel. Als der liebe Gott Fräulein Berkessel erschuf, war ihm ein kleines Versehen unterlaufen; er hatte nämlich vergessen, an ihrem linken Auge das Lid zu heben, nicht ganz, nur ein wenig. Jedenfalls war das linke Fenster immer zur Hälfte geschlossen. Schrah, der grob und taktlos sein konnte, hatte, als sie die Stelle antrat, gefragt, ob sie immer mit herabgelassener Jalousie arbeite — was sie ihm bis heute nicht vergessen hatte. Um jedoch den Schönheitsfehler auszugleichen, hatte sie sich entschlossen, auch am andern Auge die «Jalousie» herabzulassen, so daß sie jetzt wie eine große Kokotte jeden Besucher aus halbgeschlossenen Augen mit einem verführerisch sinnlichen Blick ansah. Man nannte sie im Theater deshalb den Dauervamp, aber auch ohne dies hielt sie sich für unwiderstehlich.

Das rechte Augenlid Fräulein Berkessels war freilich gleichzeitig auch eine Art Achtungsbarometer. Nur für die Schauspieler der oberen und mittleren Klasse lohnte es ihr der Mühe, das Vampir lächeln aufzusetzen, bei den Jungen, den Statisten und Schülern ließ sie sich gehen, und auch Veronika stellte jetzt gekränkt fest, daß die Berkessel sie ohne Scham mit ihren eineinhalb Augen geringschätzig musterte.

«Was wollen Sie denn hier?» fragte sie und das «Sie» war dick unterstrichen.

«Sie werden es nicht raten, Fräulein Berkessel. Ich möchte den Herrn Intendanten sprechen.»

Die Sekretärin sah sie einen Augenblick stumm mit strafender Empörung an. Dann hob sie den Hörer und flötete mit spitzer Stimme in den Apparat: «Das Fräulein Veronika Wenkhaus möchte Sie sprechen, Herr Intendant.» Sie konnte den Ärger, daß sie Veronika eine zustimmende Antwort geben mußte, kaum verbergen und deutete nur wortlos mit ihrem Federhalter auf die schwere Polstertür.

Schrah, ein kleiner runder Mann mit einer riesigen spiegelnden Glatze, saß in der Ecke hinter dem Schreibtisch. Er war, heute wie immer, sorgfältigst gekleidet in korrektem, dunkelblauem Anzug mit hellen Gamaschen und einem kleinen Taschentuch in der linken Brusttasche. Wenn man ihn ansah, dachte man unwillkürlich an die Schaufenstergruppe in einem Herrenkonfektionsgeschäft, und zwar an den kleinen korpulenten Herrn in der Ecke, der über einem Bäuchlein mit mildem diskretem Lächeln ein Schildchen hält mit der Aufschrift: «Auch für Ihre Figur finden Sie bei uns das Passende.»

Veronika sah, daß Schrah eifrig in einem Aktenstück schrieb; bis jetzt hatte er sie noch nicht mit einem Blick bedacht. Ich zähle bis sechs, und wenn er dann noch nicht aufgesehen hat, werde ich mich mal räuspern, überlegte sie.

«Sie brauchen nicht erst zu husteln, ich weiß, daß Sie da sind», sagte jetzt Schrah. «Sie dürfen sich sogar setzen, ich bin bald fertig.»

Verdutzt ließ sich Veronika auf einen Stuhl neben der Tür nieder. Wie blöd von mir, dachte sie sofort. Mich hier an die Tür zu setzen! Ich bin viel zu weit von ihm weg. Direkt am Schreibtisch steht ein Klubsessel, da müßte ich sitzen, die Beine übereinander schlagen und mit eine Zigarette von ihm geben lassen. Ganz auf große Dame. Statt dessen sitze ich hier an der Tür auf einer halben Stuhlkante. Ob ich wohl noch wechseln kann? Vielleicht merkt er es gar nicht.

Die Augen starr auf die Glatze hinter dem Schreibtisch gerichtet, stand sie vorsichtig auf und machte ein paar Schritte auf den Sessel zu.

«Spazieren gehen sollen Sie hier nicht, mein Kind. Das tun Sie gleich draußen in der frischen Frühlingsluft.»

Veronika zuckte zusammen und sank erschrocken wieder auf ihre Stuhlkante. Sie warf dem Schreibtisch einen feindseligen Blick zu. Da sitzt er, dachte sie kampf-lustig. Dick und rund! Wie er einen wieder behandelt! Wie ein Baby! Na, ich werde es ihm aber gleich mal sagen. Jetzt hat er mich erst richtig in Stimmung gebracht, jetzt wird kein Blatt vor den Mund genommen, nein, auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, mein lieber Herr Schrah. Sie werden es gleich zu hören bekommen, ich werde eine Ansprache halten, dagegen ist die Antonius-Rede ein Gestammel, ich werde Ihnen mal...

Schrah klappte den blauen Aktendeckel zu, lehnte sich im Sessel zurück und fing ohne Uebergang an zu sprechen.

«Ich weiß, was Sie wollen, Sie brauchen kein Wort zu reden, ich kann Ihnen alles beantworten, ohne daß Sie den Mund auf tun. Sie kommen nicht genug heraus, Sie kriegen zu wenig Rollen, und die, die Sie bekommen, sind zu klein. Sie haben gute Kritiken, eine Zeile nur, aber daran sind die winzigen Rollen schuld. Sie sind überzeugt, daß Sie etwas Großes leisten könnten, aber man läßt Sie nicht hochkommen, man gibt Ihnen keine Möglichkeiten — kurz, Sie sind das unterdrückte Genie in Person. Das alles sagen Sie. Ich sage jetzt dagegen folgendes: Sie sind knapp zwanzig Jahre, Sie haben noch alles vor sich und brauchen im Augenblick noch nicht ins Wasser zu springen, weil man Ihnen auf der Straße nicht die Pferde von Ihrer Kutsche spannt und Sie nicht im Triumph durch die Stadt trägt. Sie sind außerdem

erst anderthalb Jahre am Theater, und — Sie werden es nicht glauben — Sie müssen noch einiges lernen, es fehlt Ihnen immerhin noch ein kleines Stückchen zur Eleonora Duse; wenn Sie nicht gerade im Zimmer wären, würde ich sagen, Sie können noch nichts. Auf der Bühne reden Sie nicht deutlich genug, Sie nuscheln, ich habe es neulich bei der Lady Windermere Premiere selbst festgestellt. Man muß Sie auch auf den Plätzen für 80 Pfennig verstehen können. Deutlich sprechen, ohne zu deklamieren! So, den guten Rat bekommen Sie kostenlos, ich ziehe Ihnen dafür nichts an der Gage ab. Nett von mir, ich weiß. — Sehen Sie mich an! Ehe ich das erste größere Engagement bekam, war ich vier Jahre lang am Stadttheater Gumbinnen und habe in der ganzen Zeit auf der Bühne nicht mehr gesagt als «Wir Preußen auch». Na, was können Sie dagegen auf-fahren? Wollen Sie mit Ihren anderthalb Jahren Bühne schon die Pentheseilea spielen? Nein, das sehen Sie ein. Na also! Spielen Sie also ruhig erst mal noch die Kammerzofen und ähnliches, deswegen fällt Ihnen kein Stein aus der Krone. — Und überlegen Sie mal! Ich habe die Gefjon Hall als Naive, Sie werden selbst zugeben, daß das eine gute Schauspielerin ist. Das Gretchen von der Hall im letzten Winter war so, daß die Leute aus Berlin gekommen sind, um sie zu hören. Ich habe die Lieprecht als Salondame, Gott, über deren schauspielerischen Qualitäten kann man streiten — aber das sind Namen in der Stadt, den Namen Gefjon Hall haben die Leute im Ohr, sie zieht, mit Recht übrigens. Und den Namen Sibylle Lieprecht haben sie auch im Ohr, wenn auch nicht immer nur aus dem Theater, aber die hat schon so viel Skandalaffären gehabt, daß die ganze Stadt gelaufen kommt, wenn die nur auf dem Personenzettel steht. Auf so etwas muß ich sehen, dazu bin ich Direktor, ich kann nicht meine großen Zugnummern in die Ecke stellen und nur darauf achten, daß die Anfänger gut raus kommen. Was glauben Sie, was mir die Leute sagen würden, wenn ich jetzt beim Florian Geyer auf dem Zettel stehen hätte, Marci: Veronika Wenkhaus, anstatt Sibylle Lieprecht? Und was glauben Sie, was mir die Lieprecht erst sagen würde? Also, alles klar?» Das Telephon surrte, Schrah hob den Hörer. «Wer? Die Lieprecht ist da? Ja, sie soll reinkommen. Ich schicke die Kleine jetzt weg. — Also, mein Kind, es war nett, daß Sie mich mal besucht haben — und denken Sie daran: vier Jahre lang «Wir Preußen auch!»

Schon öffnete sich die Polstertür, im Türrahmen tauchte die Lieprecht auf, wasserstoffblond und mit einer Wolke von Parfum. Sie schien den Stand der Verhandlungen sofort zu überblicken, denn sie stieß die Tür weit auf und trat zur Seite, um den Ausgang völlig frei zu machen. Den eleganten braunen Pelzmantel offen, die eine Hand in die Seite gestemmt, stand sie da und sah mit beleidigender Gleichgültigkeit über Veronika hinweg, die wohl oder übel unter solch widrigen Umständen den kläglichen Rückzug antreten mußte. Draußen die Berkessel schien trotz der Polstertür gelauscht zu haben, denn sie stand triumphierend lächelnd vor ihrem Tisch, öffnete sogar mit verletzend ironischer Höflichkeit die Tür und sagte überlaut: «Grüß Gott, Fräulein Wenkhaus, wenn's wieder mal was sein darf...»

Ein mustergültig schlechter Abgang, was das erste, was Veronika denken konnte, als sie nun, schon nach knapp fünf Minuten, in dem dämmrigen Flur stand. Ein erbärmlicher Abgang! Sie fühlte das Taschentuch in der Manteltasche, ein Glück, denn jetzt kamen, wenn auch zu spät, ein paar Tränen.

Langsam stieg sie die Treppe zum ersten Stock hinab. Durch das Fenster am Treppenabsatz sah sie unten Heiner, der mit dem Bühnenarbeiter auf einer kleinen Einfassungsmauer vor dem Eingang saß und mit den Beinen baumelte. Gott, was sollte sie jetzt Heiner erzählen? So eine Blamage konnte man unmöglich zugeben. Kein Wort hatte sie gesagt! Wie ein Schulmädchen vor dem guten Onkel Vormund hatte sie dagestanden. Ein Wunder, daß er ihr nicht zum Schluß ein Malzbonbon geschenkt hatte, um sie zu trösten. Ich Schaf! Wie ich mich verblüffen lasse! Wenn ich zum Schluß

(Fortsetzung Seite 1000)

einen Knicks gemacht hätte, hätte ich mich nicht gewundert. Er sich wahrscheinlich auch nicht.

Veronika beschloß, auf alle Fälle noch etwas zu warten, ehe sie bei Heiner erschien. Eine Audienz von vier Minuten, das war zu schäbig, damit konnte man sich nicht sehen lassen.

Im ersten Stock schlug gerade der Inspizient Meilinger einen Probezettel für die nächste Neueinstudierung an. «Der Verrat von Navarra» von Caesar v. Arx, las Veronika als Titel. Sie schlenderte gemächlich vorbei und versuchte, unauffällig vor dem Kasten stehen zu bleiben, um ihren Namen auf der Rollenliste zu finden. «Nehmen Sie ja alle Kraft zusammen, Fräulein Wenkhaus», sagte Meilinger mit gutmütigem Spott, als er jetzt wegging, «mit Ihnen steht und fällt das Stück.»

Mit brennenden Augen durchflog Veronika die Namenliste: Ivers, Kleinert, Hall ... nichts, nichts, weiter, Selnick, Genzmer, Lieprecht, Seyffert, Erler, Hellberg, Kaiser, Schelcher, mein Gott, die historischen Stücke, wieviel Leute da immer mitspielen, da kommt doch auf keinen was Rechtes, weiter, jetzt sind wir schon ganz unten, ... Gysin, Schmid, Fuchs, ... da, Wenkhaus, was ist das? Wenkhaus — hier: dritte Bäuerin.

Dritte Bäuerin! Das lohnte! Da stand man wahrscheinlich in einer Szene auf der Bühne und hatte einen Satz zu sagen. Und man mußte sich von den frechen Statisten, die die Soldaten spielten, herumknutschen lassen und bekam Püffe und Stöße, wie neulich beim Wallenstein, wo einer sie beim Spiel so gezwickt hatte, daß sie laut schreien mußte, obwohl das gar nicht dahin paßte; Schrah hatte denn hinterher auch gesagt, sie solle ihr Liebesleben in ihre Privatwohnung verlegen, da sahen weniger Leute zu als auf der Bühne. Dritte Bäuerin! Zum Lachen, wenn einem nicht vor Zorn die Tränen in den Augen ständen. Dritte Bäuerin! Da hätte sie auch zu Hause bleiben können. Veronika mußte an Bauscheidt, das elterliche Gut im Rheinland, denken, wo sie aufgewachsen war. Da war sie wenigstens die erste Bäuerin gewesen und brauchte sich keine Frechheiten sagen zu lassen.

Lieber Himmel, da war schon der Ausgang, schnell die Tränen weg, als Sieger kehre heim, Stolz in der Brust, Haltung, Haltung, der Heiner soll nichts merken —

«Na, wie war's?» Heiner sprang mit einem Satz von seinem Mäuerchen und kam neugierig heran. «Erzähl! Bißchen kurz war die Unterhaltung.»

«Kurz? Findest du?» Da hatte man es, sie hätte noch länger warten sollen. Aber sie war eben immer zu ungeduldig. «Kurz? Vielleicht. Aber konzentriert! Du hättest dabei sein müssen, du hättest gestaunt über deine Schwester.»

«Toll! Erzähl! Ich platze vor Neugier.»

«Also zunächst wollte er mich gar nicht empfangen. Wahrscheinlich hatte er Angst. Aber so kann man mir ja nicht kommen. Ich habe der Berkessel ihre Ausreden und Entschuldigungen gar nicht erst angewartet, habe die Tür aufgerissen und bin herein. Natürlich war er platt vor Verwunderung, du kannst dir vorstellen. Er sieht gleich, was los ist, schiebt mir den Klubsessel hin und bietet mir eine Zigarette an, um mich zu besänftigen. Ich lasse mich auf nichts ein, renne wie eine Löwin durchs Zimmer und schreie, schreie, schreie, wie er es höchstens mal auf der Bühne gehört haben mag.»

Sie waren langsam die Taunusstraße hinaufgegangen, wo man aus den Anlagen die Kurkapelle spielen hörte, die gerade die Ouvertüre zur «Stimmen von Portici» losprasseln ließ. Veronika sank sichtlich erschöpft und kampfes müde auf eine Bank nieder.

«Weiter, weiter», drängte Heiner mit einer Mischung aus Neugier und Ungläubigkeit.

«Er hört sich das an, nolens volens, was will er schon machen. Schließlich lasse ich ihm dann einmal eine Pause zum Antworten. Was sagt er, der feige Kerl? Er kann nichts machen. Er hat Angst vor der Lieprecht, denk' dir. Aber unter uns, hörst du, er hat mich beschworen, es niemand auch nur anzudeuten. Die Lieprecht beherrscht ihn vollständig. Der arme Mann, er tut mir fast schon wieder leid. Die Lieprecht, diese Krawallkanone, kann ihn um den Finger wickeln, da wird er ganz klein.»

Veronika schielte verstohlen zu Heiner hinüber, der ein merkwürdiges verkniffenes Gesicht machte, beinahe wie jemand, der sich heimlich auf die Lippen beißt. Der lacht doch nicht etwa, dachte sie in plötzlich aufsteigendem Zorn. Da gibt's doch nichts zu lachen. Sie wartete eine herausfordernde kleine Pause lang, aber Heiner blieb unbeweglich und stumm. Jedenfalls beschloß Veronika unter den Klängen von «Rosen aus dem Süden» nun mit ihrem Bericht langsam wieder in die Wahrheit einzulenken.

«Und warum läßt er sich von der Lieprecht alles sagen?» fragte Heiner jetzt.

«Weil sie eine Zugnummer ist. Weil die Leute gelaufen kommen, wenn sie auf dem Personenzettel steht. Und warum kommen die Leute gelaufen? hab ich ihn gefragt. Was sagt er? Weil sie ihren Namen im Ohr haben. Weil von der Lieprecht alle Augenblicke etwas in der Zeitung steht. Da hatte sie einen Autounfall, da hat sie geheiratet, da hat sie sich scheiden lassen, da ist sie bestohlen worden — alle Augenblicke ist mit ihr etwas anderes los. Nichts was Sensationslust bei den Leuten! Ihren Namen haben sie im Ohr, deshalb sind sie verrückt mit ihr. Verstehst du das?»

«Doch», sagte Heiner, «ich verstehe das. Und ich weiß jetzt auch, was wir machen müssen. Die Leute müssen auch deinen Namen ins Ohr bekommen, dann ist alles gewonnen.»

«Großartig», meinte Veronika. «Schade, daß das Schießpulver schon erfunden ist, das hättest du sonst sicher auch gekonnt. Großartiger Einfall! Soll ich etwa heiraten und mich scheiden lassen? Was würden Papa und Mama dazu sagen, überleg dir das mal. Und außerdem nimmt mich keiner.»

«Och, ich finde dich nicht unhübsch.» Heiner sah seine Schwester prüfend an. «Außerdem fände sich sicher jemand, wenn er genau wüßte, daß er sich bald wieder scheiden lassen kann. — Aber nein, das kommt wirklich nicht in Frage.»

«Na, siehst du, da ist doch nichts zu machen. Etwa Autounfall? Wie komme ich in ein Auto, wo ich kaum die 20 Pfennig für die Straßenbahn habe? Und zu stehlen

Der Rosenstock

Die alte Frau am Fenster stand
Und schaute in das Wiesental.
Die alte Straße ward zu schmal
Und stampfte an mit Stein und Stahl —
Wie lange? und ihr Särlein schwand.

Es ging der erste laue Wind.
Der bunte Krebs lugte vor
Und Stöcklein schwebten blau im Chor —
Schon riß man ein ihr Särteror —
Und jede Blume war ihr Kind!

Da gab sie alle Blumen fort
Und Erde, die sie reich gemacht.
Sie hat ein wenig weh gelacht:
„Selt auf den Rosenstock mir acht,
Daß er vor Heimweh nicht verdorrt!“

Wie stand er erst so scheu und krank.
Die Sonne warb und Regen auch.
Nun steht in Rosen doch ihr Strauch
Und ihre Nelken blühen auch
Aus fremden Gärten Duft und Dank.

BRUNO SCHÖNLANK

ist bei mir auch nichts. — Was spielen die übrigens da eben, die Kapelle meine ich?»

Heiner horchte einen Augenblick auf die Musik. «Mozart», sagte er dann.

«Richtig», bestätigte Veronika, «ich weiß nur nicht was. Eine Ouvertüre, aber wozu?»

«Zauberflöte», schlug Heiner vor.

«Ausgeschlossen. Figaros Hochzeit, jetzt hab ich's.»

«Ganz unmöglich. Zauberflöte oder Idomeneo.»

«Ach, Idomeneo! Wer spielt schon Idomeneo? So exzentrisch sind die hier doch nicht. Es ist der Figaro, dabei bleibe ich.»

«Er ist es bestimmt nicht. — Aber laß, wir werden nachher am Programm nachsehen. Stör' mich jetzt nicht, ich muß überlegen, wie wir deinen Namen den Leuten ins Ohr bringen. — Sollen wir zusammen eine Konditorei plündern? Dann kommen wir in die Zeitung. Bestimmt!»

«Wenn dir nichts besseres einfällt, spar dir das Nachdenken.» Veronika war fast gekränkt. «Kindischer Plan! Das sind doch Wild-West-Geschichten. Ich darf doch nichts Strafbares machen, sonst wirft mich der Schrah sofort hinaus.»

Heiner saß breitbeinig auf der Bank, die Arme auf die Knie gestützt, und starrte grübelnd vor sich hin. Eine blonde Haarsträhne fiel über sein Gesicht; in die Stirn zwischen die dunklen Augenbrauen grub sich eine tiefe

Falte, so wie das sonst nur bei schweren Mathematikarbeiten der Fall war, und auch nur dann, wenn man ihn vorsichtshalber von seinem Freund Klaus wegsetzte, damit die Arbeiten nicht zu ähnlich wurden.

Die Leute, die es für unerlässlich hielten, täglich zwischen 12 und 1 Uhr auf der Promenade, der Breitenstraße, herumzuflaniern, strömten jetzt zurück zum Mittagessen. Ein Klassenkamerad Heiners fuhr auf dem Rad vorbei und winkte ihnen zu.

«Die Jungens aus meiner Klasse finden dich alle großartig auf der Bühne», sagte Heiner, während er dem andern auf dem Rad nachsah.

«Na, das nenne ich einen Erfolg», meinte Veronika trocken. «Uebrigens sagst Schrah was Aehnliches. Nur etwas mehr verklausuliert.»

Sie standen auf. Es wurde Zeit zum Essen.

«Wir wollten doch noch nachsehen, welche Mozart-Ouvertüre sie da spielen», erinnerte Veronika und blieb vor dem Programmkasten stehen. Dann las sie laut vor: Weber «Oberon», Beethoven «Deutsche Tänze», Bizet «Carmensuite», Auber «Stimme von Portici», Strauß «Rosen aus dem Süden», Mozart —

«Na was?» fragte Heiner.

«Wir haben beide unrecht. Mozart: Entführung aus dem Serail!»

«Soll mir auch recht sein», meinte Heiner unerschüttert. «Komm, ich habe Hunger.»

Doch plötzlich blieb er stehen. «Entführung aus dem Serail? — Jetzt hab ich eine Idee. Das muß gehen. Verlaß dich drauf.»

«Also erzähl schon, ohne lange Ankündigungen», drängte Veronika.

«Morgen», verkündete Heiner großartig. «Das muß erst in mir reifen. Goethe hat den Faust auch nicht an einem Tag geschrieben. Morgen, Veronika, bis morgen habe ich es mir richtig überlegt.»

«Na schön», sagte Veronika, und brachte es unter großer Mühe fertig, sehr gelangweilt zu tun. «Ich wünsche gute Reife.»

Drinnen im Musikpavillon ging geräuschvoll und mit zahllosen, sich immer wieder aufs Neue bestätigenden Schlußakkorden die Ouvertüre zur Entführung aus dem Serail zu Ende.

Das alte ehrwürdige Gebäude am Luisenplatz, das jetzt das humanistische Gymnasium beherbergte, hätte es sich in seiner Jugend nicht träumen lassen, daß in ihm einst durch Generationen hindurch die männliche Jugend der Stadt dem Erbe der Antike zugeführt werden sollte. Als es vor über 100 Jahren errichtet wurde, war es mehr aufs Materielle eingestellt; damals war es nämlich der Sitz der Münzverwaltung. Jedem nur für kurze Zeit hatte es später — nacheinander, nicht etwa gleichzeitig — ein Heim für schwererziehbare Mädchen und sodann für junge Theologen aufgenommen, und darnach war mit dem zunehmenden Alter der Prozeß der Vergeistigung rasch fortgeschritten: etwa Mitte der 70er Jahre war das staatlich humanistische Gymnasium eingezogen, sehr zur Zufriedenheit des alten Hauses, das sich nur ungern an seine geldgierige Jugend oder gar an die schwererziehbaren Mädchen erinnerte. Der mehr als schmucklose dreistöckige Kasten war dann, wie das bei Gelehrten auf zu geschene pflegt, rein äußerlich etwas verwahrlost, die Farbe wurde grau und immer grauer, der Verputz blätterte ab, und erst, als man nur noch unter Gefahr, von einem Stuckfetzen erschlagen zu werden, unten vorbeigehen konnte, hatte sich der Staat zu einer oberflächlichen äußeren Renovierung entschlossen und dem Gebäude ein viel zu knalliges, cremefarbiges Kleid gegeben, das das alte Haus jedoch nun in kindisch greisenhafter Koketterie eitel zur Schau trug.

Als jetzt von der benachbarten Bonifazius-Kirche 12 dumpfe, weittragende Schläge Mittag verkündeten, setzte auch unten die Schulglocke mit ihrem harten scheppernden Geläute ein. Der Hausmeister Schrader, dessen martialischer Schnurrbart so gar nicht zu seiner leidenden bleichen Miene paßte, war noch damit beschäftigt, das Portal zu öffnen und die Türflügel festzuhalten, da stürmte schon der erste Junge herunter und verschwand um die nächste Ecke.

«Der Wenkhaus», brummelte Schrader griesgrämig, «da sieht man's, der Wenkhaus. Wenn es aus der Schule geht, ist er immer der erste.»

Damit hatte er freilich unrecht. Nicht als ob Heiner eine übertriebene Vorliebe für die Schule gehabt hätte, aber daß er sonst besonders eilig gewesen sei, nach Hause zu kommen, konnte man nicht sagen. Er gehörte zu den Ruhigen und Gemächlichen, er nahm sich überall soviel Zeit wie möglich und er «zaagete» — wie seine Mutter, die aus dem schweizerischen Bernbiet war, es nannte — nur gar zu sehr.

Es mußte schon etwas Besonderes sein, das ihn so in Trab versetzte; das Stück von der Schule bis zur Wohnung in der Winklerstraße, zu dem er sonst gut eine Viertelstunde rechnete, hatte er diesmal in fünf Minuten geschafft.

Da von Bauscheidt, dem Gut der Eltern, aus keine Schule direkt zu erreichen war, waren die beiden Wenkhauskinder seit ihrem zwölften Lebensjahr in der Stadt in Pension gewesen. Veronika hatte, als sie nach der Schule die kleine Stelle am Theater bekam, eine winzige.

Zu zweit auf dem Zweirad

Ist es Ihnen auch schon aufgefallen, daß Tandems, die zweiplätzigten Zweiräder, diesen Sommer wieder häufiger im Straßenbild auftauchen als andere Jahre? Ehepaare und solche, die es werden wollen, setzen sich an Sonntagen gerne auf dieses Fortbewegungsmittel und strampeln in freundschaftlichem Gleichtakt irgendwohin in eine schöne Zweisamkeit. Natürlich kann auch der Vater mit dem Sohne, die Mutter mit der Tochter, der Bruder mit der Schwester oder irgend ein anderer zu einem Ausflugszweck gegründeter Zweibund die Vorzüge des Zweirades ausprobieren. Bild: Zwei junge Pariserinnen im Bois de Boulogne.

Résurrection du tandem. Joie des jeunes, émoi des vieillards qui retrouvent un véhicule cher à leur souvenir d'autant, un témoin de ce «bon temps où il faisait bon vivre».

Photo Magwald-Claire



Anderthalb-Zimmer-Wohnung in der Oranienstraße genommen, die sie selbst instand hielt. Heiner war schon seit Jahren bei der jetzigen Frau Seyfenbusch, verwitweten Frau Leidenberger, in Pension. Frau Leidenberger hatte schon zu Lebzeiten ihres Mannes, eines höheren Postbeamten, eine kleine Pension betrieben, deren festesten Bestand der schon recht bejahrte Studienrat Seyfenbusch bildete, der, bis dahin unverehelicht, auch das Ende seines Lebens in beschaulicher Ruhe zu verbringen gedachte. Es kam dann aber anders. Ohne viel Aufhebens davon zu machen, war Herr Leidenberger eines Tages ohne eine Krankheit oder sonstige Vorbereitung eines ebenso plötzlichen wie sanften Todes gestorben. Still wie er sein ganzes Leben gelebt hatte, lag er eines Morgens mit einem fast erstaunten und doch sehr zufriedenen Gesichtsausdruck tot im Bett. Die Reaktion auf Frau Leidenberger war sonderbar. Zunächst nahm ihr verzweifelter Schmerz solche Ausmaße an, daß sie häufig genug — wie sie selbst immer wieder versicherte — dicht vor dem Selbstmord stand. Dann, nach etwa zehn Tagen konzentriertester und angespanntester Trauer, die nur durch emsiges Kleidernähen unterbrochen war, brach plötzlich eine Lebensfreude in ihr durch, wie man sie zuvor nie bei ihr gekannt hatte. Sie ging aus, machte Besuche, veranstaltete Einladungen, jeden Abend etwas anderes — was alles Herrn Studienrat Seyfenbusch nicht gestört haben würde, wenn sie ihn nicht langsam aber mit immer größerer Eindringlichkeit eingeordnet hätte, daß es doch für sie beide das Beste sei, einander zu heiraten. Seyfenbusch hatte dem hilflos gegenüber gestanden, er hatte in Heiratsanträgen weder als aktiver noch als passiver Teil irgendwelche Erfahrung, er hatte

sich anfangs mit sanften Hinweisen auf sein doch wohl auch in Bälde zu erwartendes Ende etwas Luft zu schaffen versucht, doch schien das Frau Leidenberger nicht abzuschrecken, im Gegenteil — und so hatte er denn nach Ablauf des Trauerjahres, auf dessen Beobachtung die Hinterbliebene peinlich bedacht war, vor Standesamt und Traualtar Frau Leidenbergers Lebensabschnitt als «Lustige Witwe» beendet. Er hatte den veränderten Verhältnissen anfangs mit Mißtrauen gegenüber gestanden, dann, als er sah, daß sich in seinem Leben nichts änderte außer dem Ring am Finger, hatte er sich rasch in seinen unerwarteten Ehestand geschickt; nur von seiner Gattin als «seiner Frau» zu sprechen, konnte er sich nicht entschließen, er sprach von ihr nie anders als von «Frau Seyfenbusch».

Er stand heute schon in der Haustür, als Heiner atemlos ankam. «Sieh da, so zeitig, mein Sohn», sagte er in mild-pastoralem Brustton. «Jedoch es ist gut so. Frau Seyfenbusch hat die Mahlzeit schon gerichtet, da sie zum frühen Nachmittag bereits die Näherinnen — du weißt: die Damen Monnenschein — bei sich erwartet. Wir wollen gleich hineingehen und uns setzen.»

Glück gehabt, dachte Heiner. Er wußte, wenn die Schneiderinnen, zwei ältliche, stille Damen aus der Nachbarstadt, da waren, daß dann Frau Seyfenbusch bis abends vollauf beschäftigt war. Wenn ihn jetzt der alte Papa nicht aufhielte, konnte er gleich nach dem Essen weg und mit der Geschichte anfangen. Nicht ohne Absicht brachte er bei der Mahlzeit das Gespräch auf Gartenblumen im allgemeinen und auf Dahlien im besonderen. Wirklich, es zog. Seyfenbusch hatte nämlich einen kleinen Garten draußen vor der Stadt, wo er — sehr

zum Aerger von «Frau Seyfenbusch» — nicht etwa Gemüse und nützliche Kräuter zog, sondern Blumen und vor allem Dahlien. Er hatte eine richtige Dahlienplanlage angelegt, und da man zur Blütezeit ob der ungewöhnlichen Höhe dieser Gewächse vom platten Erdboden aus nie zum vollen Genuß des Farbenmeeres kommen konnte, hatte er sich mitten in das Dahlienfeld einen eisernen Hochsitz bauen lassen. Da saß Seyfenbusch im August und September oft stundenlang, angetan mit einem feierlichen, schwarzen Bratenrock, mit nichts mehr beschäftigt, als von seinem erhöhten Posten aus auf die Blumen herabzublicken. Im Augenblick freilich — es war Ende Mai — gab es selbst vom Hochsitz aus an den Dahlien noch nichts zu sehen, doch jetzt, nach dem mittäglichen Gespräch über Gartenblumen, juckte es Herrn Seyfenbusch zu sehr nach dem Dahlienturm, und er beschloß, sofort nach Tisch mal den Stand der Dinge draußen im Garten zu überprüfen.

Unbemerkt konnte Heiner in der Unruhe, die die Ankunft der Damen E. und W. Monnenschein und der Aufbruch Seyfenbuschs auslösten, entweichen. Zehn Minuten später war er schon bei Veronika, die ihn bereits aufgeregt erwartete.

«Erzähl jetzt endlich», empfing sie ihn schon an der Tür, «ich vergehe vor Ungeduld».

«Also!» Heiner setzte vorsichtig seine Mappe ab und fing an. «Wir sind uns darüber klar, daß dein Name in die Zeitungen kommen muß, freilich ohne daß du irgendwas Strafbares begehst. Du mußt Staub aufwirbeln, ohne selbst in den Dreck zu greifen, d. h. du mußt bei dem Ganzen eine passive Rolle spielen, verstehst du?»

«Ja, ja, nur allzugut. Passive Rollen spielen, das tue ich schließlich schon seit anderthalb Jahren hier am Theater. Ich sehe nur noch nicht, wo du hinaus willst.» «Mein Plan ist, mit einem Satz gesagt, der: Du mußt entführt werden!»

«Au, fein!» Veronika schlug begeistert in die Hände «Von wem?»

«Von mir.»

«Von dir? — Da liegt mir gar nichts dran. Ich lehne ab.»

«Stell dich nicht dümmer als du bist.» Heiners Ton war voll strafender Zurechtweisung. «Du sollst nicht zu deinem Vergnügen entführt werden, sondern aus beruflichen Gründen. Du sollst gewissermaßen auf den Weg des Ruhmes entführt werden, begreifst du das nicht?»

«Gewiß», gab Veronika zögernd zu. «Aber erzähl weiter. Wie hast du dir das gedacht? Wo ist das Loch, durch das ich auf den Weg des Ruhmes schlüpfen kann?»

«Um es gleich zu sagen: dies Schlupfloch ist eine Kellertür an der Villa Parkstraße 70.»

«Kein sehr komfortabler Eingang zum Weltruhm.»

«Du klebst eben zu sehr am Äußerlichen. Hör jetzt zu. Die Villa Parkstraße 70 gehört einem Herrn Bruck, Andreas Bruck, der hier irgendwo in einem Vorort eine Ziegelfabrik hat. Ein reicher Mann übrigens, aber na, das ist ja eierlei. Dieser Bruck ist seit paar Wochen weg, Geschäftsreise oder so, und er kommt wohl auch nicht so schnell zurück. Seine Villa ist während der ganzen Zeit unbewohnt, ich weiß es von meinem Freund Klaus Schmidlin — die Schmidlins wohnen im Haus neben der Bruckschen Villa. Das Haus ist also leer, die Türen alle abgeschlossen, außer einer Kellertür ganz unten im Erdgeschoß, die man wohl vergessen hat; durch diese Tür aber kann man in die ganze Wohnung hinein. Wir gehen jetzt hin, schleichen in das Haus, ich fessele und knebele dich und lasse dich dann allein. Nach einer Weile schleppst du dich zum Telefon — ich stelle dir das vorher natürlich hin — und rufst die Polizei an, schreist Hilfe, du seist überfallen, gefesselt, betäubt, verschleppt worden. Die Polizei kommt, befreit dich, du machst deine Aussagen, die Reporter kommen, die Photographen, man liest es in allen Zeitungen, auf die junge Schauspielerin Veronika Wenkhaus, unsern Lesern von der Bühne her schon bestens bekannt, ist ein rätselhafter Anschlag verübt worden usw. Wir wünschen der begabten jungen Künstlerin baldige Erholung von den Aufregungen. Wie wir erfahren, wird die pflichtbewußte Darstellerin trotz eines vorübergehenden Nervenschocks ihre Tätigkeit am hiesigen Theater nicht unterbrechen, Schrah wird auf dich zukommen mit ausgebreiteten Armen, mein liebes Fräulein Wenkhaus! — und alles ist gewonnen. Der Name Veronika Wenkhaus ist endlich den Leuten im Ohr. Na? Wie findest du das? Ist das ein genialer Plan oder nicht?»

Veronika sah den Bruder zweifelnd an. «Ich weiß noch nicht, ob ich ihn großartig oder schrecklich dumm finden soll», gab sie dann offen zu.

Heiner war empört. «Du hast eben kein Urteilsvermögen. Das sind Managertricks, wie sie in Amerika alle Augenblicke gemacht werden. Daß du dafür keinen Sinn hast!»

«Vielleicht ist es wirklich gut.» Veronika schien sich langsam für den Plan zu erwärmen. Freilich war es sehr aufregend. So allein in einem fremden, leeren Haus. «Hast du denn was zum Fesseln, Ketten oder starke Tüue?» fragte sie.

Heiner deutete auf die Mappe, die er mitgebracht hatte. «Da habe ich eine sehr kräftige, lange Wäscheleine. Ich denke, das wird für dich reichen. So eine Amazone bist du nicht. Ketten oder starke Tüue! Ueber-spannt! Wie stellst du dir das vor?» Er kramte aus der Mappe ein dickes Knäuel Leine hervor, genug, um zwanzig Leute damit zu fesseln. «Also, bist du einverstanden?»

«Ja, wenn ich das wüßte!» meinte Veronika. «Dränge mich noch ein bißchen, damit ich, wenn es schief geht, nachher sagen kann, du hast mir so zugesetzt, daß ich nicht anders konnte.»

«Es wird nicht schief gehen, verlaß dich drauf. Morgen um diese Zeit bist du schon berühmt. Wenigstens hier in der Stadt. Und das andere kommt dann schon. Also, gehen wir?»

Veronika war innerlich schon fest entschlossen. «Ich komme gegen dich ja nicht an», sagte sie trotzdem mit kläglichem Stimm. «Du läßt mir ja keine freie Wahl.» «Och, wenn du nicht willst, können wir es lassen», erklärte Heiner plötzlich sehr gleichgültig.

«Nein, nein, jetzt komm schon.» Veronika stopfte hastig die Leine in die Mappe. «Du bist auch ein Wankelmütiger. So leicht sollte man nicht von seinem Plan abgehen wie du. Los, schnell!» Sie zog den Mantel schon an — wenige Minuten später waren sie unterwegs.

Die Villa Bruck war wirklich sehr günstig für den Plan. Sie stand in einer stillen, verlassenem Gegend, wo sich die Häuser hinter großen dichten Gärten versteckten. Gegenüber, auf der andern Seite der Parkstraße, zog sich der Kurpark hin, der um diese stille Mittagszeit ganz menschenleer war; rechts und links die Nachbarrillen lagen durch Bäume und Buschwerk verdeckt.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Ganz hinten an der Kurve verschwand ein großer blauer Autobus in der Richtung nach Sonnenberg. An dem Haus selbst

waren alle Läden geschlossen, es lag verschlafen und in sich gekehrt in dem etwas verwilderten Garten.

Das eiserne Gartenpförtchen war offen. Mit ein paar raschen Schritten waren Veronika und Heiner den Steinpfad entlang gelaufen, der hinter das Haus führte, wo neben dem hinteren Eingang auch die Treppe nach dem Keller hinabging. Tatsächlich, die Tür war offen, Heiner warf Veronika einen triumphierenden Blick zu — dann standen sie aufatmend hinter der Tür in einem Keller, wo ein alter Waschkessel, ein paar Kisten und ein ungeheurer Stoß leerer Weinflaschen unordentlich durcheinander lagen. Gott, es war doch aufregend genug.

Durch die Kellerfenster, die verstaubt und blind hoch oben unter der Decke hingen, kam nur ganz wenig Licht. Der Raum war fast finster. Vorsichtig tappten sie in das noch dunklere Nebengelaß, von dem aus eine Treppe nach oben zu führen schien.

Es war unheimlich still. Man konnte den eigenen Atem hören. Von irgendwoher kam ein gleichmäßiges, tackendes Klopfen, da schien ein Wasserkan zu tropfen. Wäre man nur endlich einmal aus der Dunkelheit heraus und in der eigentlichen Wohnung. Wo Heiner steckte, war gar nicht zu sehen, er schien nach der Treppe zu suchen. Wenn nun doch jemand in der Wohnung war? Nicht auszudenken! Die Lautlosigkeit war schon beängstigend, es war wie in einem Grab. Veronika tastete sich langsam vor, da war ein Holzgriff, vielleicht gab es hier eine Tür, die man öffnen konnte, um etwas Licht zu bekommen.

Der Lärm, der folgte, war so fürchterlich, daß Veronika glaubte, das ganze Haus würde einstürzen. Es gab ein Klirren, Prasseln, Rollen, dann klatschte wieder etwas auf den Steinfliesen auf und zerschellte, es ließ etwas nach, doch dann begann es von neuem, ratterte von hoch oben herab unter klingendem Geprassel, dann schlug etwas gegen Veronikas Beine, dreimal, viermal, sechsmal, immer wieder, wo war der Ausgang, zurück, fort, lieber kein Weltruhm, nur raus, Gott, wer hatte da plötzlich Licht angeschaltet, es mußte also doch jemand im Haus sein, wo war nur Heiner hingekommen —

«Aber Veronika!» Die Stimme, die da irgendwo aus der Höhe kam, schien zu drohen in der plötzlichen Stille. Mit schreckgeweiteten Augen sah Veronika auf. In der Ecke ging eine Treppe nach oben, auf der obersten Stufe stand Heiner, die Hand noch am Lichtschalter, den er endlich in der Aufregung, als unten der Hexentanz losging, gefunden hatte.

Herr Andreas Bruck schien ein großer Weinliebhaber zu sein. Rechts und links von der Tür türmten sich riesige Stöße leerer Weinflaschen, säuberlich übereinander geschichtet, die eine Reihe mit dem Hals, die andere mit dem Boden der Flasche nach vorn. An der Tür nun wurde die gläserne Mauer durch ein Brett festgehalten und das Brett wieder war mit einem Holzpflock festgemacht — es war der Holzpflock, den Veronika in der Finsternis für einen Türgriff gehalten und herausgezogen hatte. Dadurch war das ganze kunstvolle Gebäude ins Rutschen gekommen, und die Flaschen lagen jetzt in wildem Durcheinander, manche völlig zersplittert am Boden. Mitten in diesem wüsten Bild der Zerstörung saß, wie weiland Niobe, die zu Stein erstarrt ihre vierzehn Kinder betrauerte, Veronika, in die Knie gesunken vor Schreck, starr vor Verwunderung ob des Unheils, das ein kleiner Holzpflock anrichten konnte.

«Jetzt ist alles aus», meinte sie kläglich, als sie sich mühsam aufrichtete und zur Treppe humpelte. «Jetzt kommen sie und verhaften uns.» Sie warf dem Flaschenrümmerhaufen einen haßerfüllten Blick zu. «Der Bruck! Dieser Kerl! Muß er so viel trinken!» In Gedanken sah sie einen kleinen, runden Mann mit einer dicken, roten Nase. «Was wird jetzt?» fragte sie.

«Wir werden noch ein paar Minuten warten, und wenn dann niemand kommt, können wir nach deinem Flaschentanz hier unten wohl ganz beruhigt sein. Das müßte man ja gehört haben.»

Als wirklich nach fünf Minuten niemand erschien, stießen sie die Treppentür auf. Dahinter lag ein Flur, auf den vier große weiße Türen führten.

Sie gingen rasch durch die Zimmer, die hinter verschlossenen Läden ruhig und etwas verstaubt dalagen. Das letzte schien das Arbeitszimmer des Hausherrn zu sein, es enthielt einen Bücherschrank und einen großen Schreibtisch, auf dem ein Telefonapparat stand.

«Das ist das Richtige», entschied Heiner mit einem Blick auf das Telefon.

Schnell war die Wäscheleine aus der Mappe herausgeholt — es erwies sich jetzt, daß ihre unmaßige Länge sehr hinderlich war, da man sich dauernd in dem überstehenden Ende verfang — und dann begann die fürchterliche Fesselung und Knebelung. Heiner verfuhr nicht ohne Geschick. In wenigen Minuten lag Veronika umwickelt und umschnürt am Boden.

«Du siehst aus wie ein Lachschinken, so gut hab ich dich verbunden», stellte Heiner befriedigt fest.

Veronika war schon ein hilfloses Paket. Sie wälzte sich mit rollenden Augen stumm hin und her, denn Heiner hatte ihr als Knebel ein dickes wollenes Staubtuch, das da herumlag, fest über den Mund gebunden. Jetzt wurde ihr Gestampel so verzweifelt, daß Heiner für einen Augenblick das Staubtuch löfete.

«Bist du wahnsinnig geworden?» fuhr sie los. «Ich ersticke ja nach drei Minuten. Außerdem schmeckt das

Staubtuch nach Terpentin. Und wie soll ich die Polizei anrufen, wenn du mich hier wie ein totes Bündel auf den Teppich legst?»

Heiner mußte zugeben, daß sie nicht ganz unrecht hatte. «Natürlich, das sehe ich ein», meinte er, «wenn du vorher erstickst, hat die ganze Sache keinen Zweck. Und ans Telefon mußt du natürlich auch.» Er nestelte die Schnur an den Armen etwas auf, so daß Veronika mehr Bewegungsfreiheit bekam. Dafür aber machte er ihr, trotzdem sie wie eine Wilde schrie, einen Kratzer auf die Nase. «Das ist die Mißhandlung», erklärte er.

«Kannst du nicht unten im Keller bleiben, bis alles vorbei ist?» es wurde ihr doch jetzt immer unheimlicher.

«Das ist unmöglich», protestierte Heiner. «Sie werden doch hier alles durchsuchen. Darauf mußt du sogar bestehen. Aber jetzt keine Angst. Es klappt schon.» Ehe Veronika etwas sagen konnte, war er verschwunden.

Es klappte zunächst gar nicht. Die Polizei anrufen, war der nächste Programmpunkt. Dazu aber mußte man die Nummer haben, die konnte man ja nicht auswendig. Also im Telefonbuch nachsehen. Wie sollte man das machen? Veronika stand aufrecht am Schreibtisch, gehen konnte sie keinen Schritt, die Beine waren fest umschnürt, die Arme lagen wie Stöcke am Körper, sie hatte nur die eine Hand soweit frei, um die Nummernscheibe drehen zu können.

Veronika hupfte mit zusammengebandenen Füßen wie beim Sackhüpfen an die andere Seite des Schreibtisches, wo ein kleines Bücherregal stand. Richtig, da lag ein dickes, blaues Telefonbuch. Mit viel Mühe schob sie es auf den Tisch und blätterte nach. Sie entdeckte, daß man bei Ueberfall nicht wie im allgemeinen fünf, sondern nur zwei Nummern zu wählen brauchte. Die schienen ja wirklich mit solchen Fesselungen zu rechnen, wenn sie es einem so bequem machten, dachte sie, und das gab ihr direkt Mut und Sicherheit. Zufrieden hupfte sie zurück und drehte die beiden Zahlen.

«Hier Ueberfall», schrie sie sofort hinterher in die Muschel. Viel zu früh, denn die Verbindung war noch nicht da. Ein zweites Mal: «Hier Ueberfall.» Endlich kam vom andern Ende eine tiefe Stimme: «Ueberfallkommando! Wer ist da?»

«Ich bin da.»

Veronikas Stimme schlug vor Aufregung über. «Ich bin überfallen. Ich bin in einer furchtbaren Situation. Stellen Sie sich vor, ich gehe harmlos...»

«Wer sind Sie? Wo sind Sie?» fragte die Stimme barsch. «Sollen wir kommen?»

«Natürlich sollen Sie kommen. Glauben Sie, ich will hier hilflos in einem fremden Haus die Nacht bleiben? Ich bin völlig verschnürt. Ich sehe aus wie ein Lachschinken.»

«Wissen Sie, wo Sie sind?» rief es vom anderen Ende. «Natürlich. Parkstraße 70.» Herrgott, das hätte sie nicht sagen dürfen. Woher sollte sie das wissen? Veronika überlegte noch, ob sie von dieser fatalen Aussage wieder etwas zurücknehmen sollte — da hatte der Mann schon gesagt: «Wir kommen sofort» und eingehängt.

Jetzt war nichts mehr zu ändern, jetzt nahm die Sache ihren Lauf.

Wieder wurde es totenstill. Herzklopfend und mit zittrigen Gliedern stand Veronika da. Wenn sie doch nur schon kommen wollten! Da hörte man auch schon Schritte im Garten. Jemand rief: «Hallo, wo stecken Sie?»

Sie brüllte: «Hier!» dreimal, viermal.

«Schon gut», rief es von außen. «Wissen Sie, ob eine Tür offen ist? Oder sollen wir aufbrechen?»

«Durch den Keller», schrie Veronika aus Leibeskräften, «durch den Keller.»

Man schien den Rat zu befolgen, denn trotz der Entfernung hörte sie von weitem das Geklirr der Weinflaschen. Jetzt mußten sie ja bald da sein. «Hier, hier.» Endlich ging die Tür auf. Im Türrahmen standen zwei Männer, von denen der eine einen Revolver in der Hand hielt. Hinter ihnen sah man den Helm eines Polizisten.

Die drei kamen näher und betrachteten sie dann stumm und aufmerksam, so wie Forscher eine eben entdeckte ägyptische Mumie ansehen mögen. Keiner sprach ein Wort.

«Wollen Sie mich nicht endlich auspacken?» fragte Veronika schließlich zornig, «oder erwarten Sie, daß ich noch einer Speditionsfirma anläute und um einen Packer bitte?»

Der Mann mit dem Revolver mußte lachen. «Schnüren Sie sie auf», sagte er zu dem andern. Dann machte er eine leichte Verbeugung und stellte sich vor: «Kriminalkommissar Lübbert.»

In zwei Minuten war die Schnur abgewickelt. Lübbert hatte den Laden und das Fenster geöffnet und sich am Schreibtisch niedergelassen. «Setzen Sie sich und erzählen Sie», forderte er Veronika auf.

Jetzt hieß es abgeben. Veronika beschloß, möglichst nicht zu ausführlich zu werden. Man sollte es den Leuten auch nicht zu leicht machen. «Ich gehe also», begann sie, «völlig harmlos spazieren — — —»

«Wann und wo?» unterbrach Lübbert sofort.

«Langsam, langsam! Das war heute früh, ganz früh. Ich habe einen Spaziergang gemacht. Oben im Wald zwischen dem Dambachtal und der Eigenheim-Siedlung. Sie wissen, da ist es immer sehr still. Plötzlich hält ein geschlossenes Auto neben mir, der Chauffeur fragt mich etwas — — —»

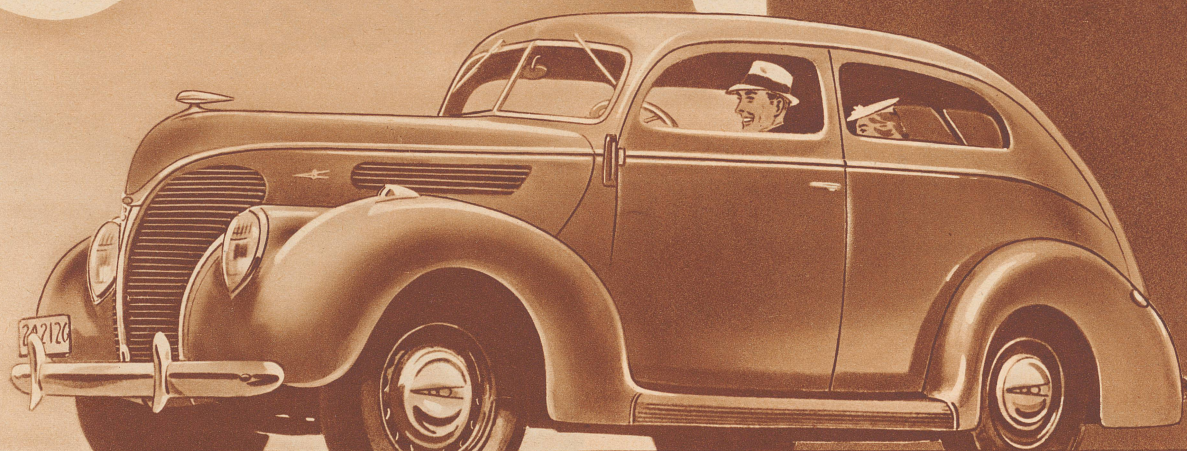
(Fortsetzung folgt)

FORD



DE LUXE

1938



VERLANGEN SIE KATALOG ODER VORFÜHRUNG



AARAU F. W. Knapp, Groß-Garage Central, Tel. Nr. 500
 BADEN Fritz Wymann, Garage, Römerstraße 1
 BASEL Autavia A. G., Hardstraße 14
 BERN Willy & Co., n. Lorrainebrücke
 BIEL Grand Garage du Jura S. A., 18 rue Gouffé
 BURGDORF W. Bärtschi, Bahnhof-Garage
 CHUR Central-Garage d. Rhät, Lagerhaus A.G., Gürtelstr. 206

GLARUS Kaspar Milt, Auto-Garage
 FRAUENFELD W. Merz & Co., Bleichestraße 6a
 LANGENTHAL Th. Vogel, Central-Garage
 LUZERN Th. Willy, Bundesplatz 6
 NEUHAUSEN Gerhard Bühler, Centralstraße 121
 NIEDERUZWIL Wilhelm Kielholz, Auto-Garage
 OLTEN G. R. Pilloud, offiz. Ford-Vertretung
 RAPPERSWIL Garage Helbling, G. m. b. H.

ST. GALLEN Müller & Häne, St. Leonhards-Garage, Bogenstr. 9
 SCHWYZ P. Durrer, Auto-Garage
 SOLOTHURN Touring Motor A. G.
 SURSEE O. u. H. Wyder, Auto-Garage
 THUN R. Pulver, Bahnhof-Garage
 WINTERTHUR Werner Frick, St. Gallerstraße 16
 ZÜRICH Tip-Top-Garage, Seehofstraße 16